

onsbewegungen in maritimen Kontexten. Judith Fröhlich hingegen untersucht die Wahrnehmung der mittelalterlichen Mongoleneinfälle in späterer japanischer Sicht und kommt hierbei zu überraschenden Schlussfolgerungen im Hinblick auf die Effekte von Migrationen auf Selbst- und Fremdbilder. Im abschließenden Beitrag wirft David Simo einen postkolonialen Blick auf Europa, wobei er für eine „multiperspektivische und kontrapunktische Betrachtungsweise“ plädiert (S. 257). Die Beiträge des Sammelbandes präsentieren zusammen ein breites Spektrum unterschiedlicher Wissenschaftstraditionen und Deutungen, etwa im Hinblick auf die Position Japans entweder als eines abgeschoteteten Inselreiches oder aber – moderneren Ansätzen folgend – als eines zum Meer hin geöffneten Archipels. Überzeugend ist die Erweiterung des Forschungsradius über Europas hinaus: Nicht nur werden Fallbeispiele aus Mittel- und Westeuropa untersucht, sondern auch solche aus dem Mittelmeerraum, vom Balkan, aus Byzanz, der islamischen Welt, aus dem südlichen Afrika und aus Ostasien.

Es ist das Verdienst dieses Sammelbandes wie auch des gesamten Schwerpunktprogramms, der mediävistischen Forschung solche multiplen Perspektiven eröffnet zu haben, wobei zu hoffen bleibt, dass globalgeschichtliche und vergleichende Ansätze einerseits in unterschiedlichen mediävistischen Disziplinen weiter verfolgt und erweitert werden, dass aber andererseits auch die Verzahnung mit der Erforschung antiker und moderner Epochen weiter ausgebaut und verstärkt wird.

Ricardo Roque / Kim A. Wagner
(Hrsg.): **Engaging Colonial Knowledge. Reading European Archives in World History** (= **Cambridge Imperial and Post-Colonial Studies Series**),
Basingstoke: Palgrave Macmillan
2012, 320 S.

Rezensiert von
Nathanael Kuck, Leipzig

Die Debatte zur historischen Diskursanalyse hatte eine zentrale Frage: Erschließt sich aus dem Studium archivalischer Quellen eine historische ‚Realität‘ oder lassen sich Texte grundsätzlich nur auf ihre Regelmäßigkeiten hin untersuchen und sind somit methodisch nur einer literaturwissenschaftlichen Herangehensweise zugänglich? Der vorliegende Band stellt diese Frage am Beispiel europäischer Kolonialarchive – mithin die zentralen Orte, um autoritative Aussagen zur gesamten Geschichte europäischer Expansion zu generieren. Er steht dabei für eine Absetzbewegung von dem, was die Herausgeber als mittlerweile kanonisierten Postkolonialismus verstehen, ohne dass sich die meisten Beiträge allzu weit von diesem entfernen. Vielmehr ist es ihr Bestreben, diskursanalytisch informiert wieder in die außertextliche Welt vorzudringen und dabei die Verschränkung von Wissen(-produktion) und Macht näher zu untersuchen. Für dieses Vorhaben setzt der Band auf eine große Themenvielfalt mit Artikeln von jungen Forschern ebenso wie von bekannteren Namen. Zeitlich reichen die

Beiträge von der frühneuzeitlichen Expansion in Lateinamerika und Südasien bis hin zur Dekolonisation Mitte des 20. Jhs. Räumlich bildet Süd- sowie Südostasien den Schwerpunkt, vertreten sind zudem auch viele Beispiele aus den kleineren europäischen Kolonialreichen mit dem willkommenen Effekt, dass weder das französische noch das britische Empire für ‚den‘ europäischen Kolonialismus stehen müssen.

Der erste Teil des Bandes unter dem Titel ‚Epistemic Fissures‘ widmet sich der Vielstimmigkeit, den Uneindeutigkeiten und der Prekarität der kolonialen Ordnung, wie sie die archivalischen Hinterlassenschaften vermitteln. Den Anfang macht ein älterer Artikel von Ann Laura Stoler, der anhand eines Mordes an einer Pflanzfamilie in Sumatra 1876 den verschiedenen Interpretationsmöglichkeiten der blutigen Geschehnisse nachgeht. Sie stützt sich dabei vor allem auf die Briefe eines jungen Kolonialbeamten, der die Morde weder, wie sonst üblich, eindeutig als private Racheakte noch als politische Subversion der niederländischen Herrschaft einordnet. Koloniales Wissen, so Stolars These, habe stets auf epistemologischen Ungewissheiten basiert und die auf Dichotomien abzielende Grundstruktur kolonialen Denkens sei in der historischen Realität immer wieder unterlaufen worden – was auch und gerade im kolonialen Archiv sichtbar werden kann.

Auch der zweite Beitrag von Leigh Denault beschäftigt sich mit der Vielstimmigkeit des kolonialen Archivs. Am Beispiel von Dokumenten zu Städteplanung und der häuslichen Sphäre in Nordwestindien während des 19. Jhs. versucht die Autorin nachzuweisen, wie die Kolonialbehör-

den immer wieder gezwungen waren, ihre Vorstellungen von urbaner Entwicklung zu revidieren und mit den lokalen Eliten zu verhandeln. Das koloniale Archiv vermittelt also, so Denaults Schlussfolgerung, keineswegs das Bild einer eindeutigen und hegemonialen Kolonialordnung. Vielmehr entstehe durch die Tiefe und Breite des Archivbestands mit seinen Aufzeichnungen zu gescheiterten und überarbeiteten Regierungsinterventionen gerade auf den unteren Ebenen der Administration das Bild einer notwendigerweise dialogisch hergestellten Ordnung. Somit eigne sich das koloniale Archiv gerade nicht „a straight forward, celebratory narrative of imperial progress“ (S. 84) zu erzählen.

Der dritte Beitrag von Pauline von Hellermann bewegt sich schließlich an der Schnittstelle von kolonialer Forstwissenschaft und Umweltpolitik im südlichen Nigeria der ersten Hälfte des 20. Jhs. Die Forstwissenschaft als Wissensfeld war eng an kolonialpolitische Vorgaben gebunden, die im Zuge der sich verstärkenden kolonialen Entwicklungsbemühungen einen produktiven, regulierten Wald unter staatlicher Kontrolle entstehen lassen wollten. Unfähig, geeignete Forstpraktiken zu initiieren, um dieser Zielsetzung gerecht zu werden, erzählt damit von Hellermann letztlich eine Geschichte des Scheiterns: Nicht nur erwiesen sich viele britische Vorstellungen zur Ökologie des Waldes als falsch, der kolonisierte Raum widerstand auch den Gestaltungsbemühungen der Kolonialadministration.

Anschließend an den ersten Teil, der sich vor allem mit den Denk- und Handlungsweisen der Kolonialadministration beschäftigt, wendet sich der zweite Teil des Bandes den indigenen Stimmen im Kolo-

nialarchiv zu. Besonders schwierig zu rekonstruieren sind diese für Gesellschaften wie die Azteken, deren einzige schriftliche Hinterlassenschaften unter unmittelbarem Einfluss der Kolonisatoren entstanden. Caroline Dodds Pennock argumentiert in ihrem Beitrag dennoch für die Wichtigkeit des Einbezugs dieser ‚mestizischen‘ Quellen in die historische Forschung, da sie, entgegen postkolonialen Bedenken, nicht vollständig in ihrem kolonialen Entstehungskontext aufgingen und gerade auf mikrohistorischer Ebene wichtige Einblicke in die aztekische Gesellschaft bieten können.

Auch das Potenzial der Kolonialarchive betonend, untersucht der Mitherausgeber Kim A. Wagner die soziale Figur der Thugs in Britisch-Indien während des 19. Jhs. Im literarischen wie auch rechtlichen Diskurs ab den 1830er Jahren stand das Phänomen der Thuggee für ein mörderisches Räubertum, dessen kriminelle Praktiken oftmals mit blutrünstigen Formen von Religiosität in Verbindung gebracht wurden. Anhand von Interviews mit Beschuldigten versucht Wagner nun nachzuweisen, dass Thugs nicht lediglich als ein Konstrukt des kolonialen Diskurses zu verstehen sind und vollständig in diesem aufgehen, sondern sich aus den Konversationen auch Fragmente des religiösen Bezugssystems, der Familienverhältnisse oder der Handlungsmotive krimineller Akteure aufzeigen lassen.

Auch in Indien angesiedelt, jedoch in der dänischen Kolonie Tranquebar, ist der Beitrag von Niels Brimnes. Der Beitrag rekonstruiert eine Auseinandersetzung aus dem Jahr 1822, in deren Zuge unterschiedliche Kastengruppen um Status und gesellschaftlichen Einfluss in der Stadt ran-

gen. Widerwillig sahen sich die dänischen Behörden gezwungen, sich als Akteure in die soziopolitische Ordnung der Stadt einzufügen und indigene Vorstellungen von Patronage- und Klientelbeziehungen zu übernehmen. Brimnes veranschaulicht damit, wie gerade in frühen, noch wenig bürokratisierten Phasen von Kolonialherrschaft die Herstellung sozialer Ordnung als Aushandlungsprozess zu fassen ist, der indigene Weltansichten integrieren musste, um erfolgreich zu sein.

Susan Bayly zeichnet nach, wie die französische Ethnologie zu Indochina von Beginn des 20. Jhs. bis zur Dekolonisierung die kolonialen Subjekte keineswegs als das ‚Anderere‘ des französischen Selbst konstruierte, wie es kritische Studien zum britischen Orientalismus oft betont haben. Vielmehr entwarfen die Ethnologen in enger Verbindung zur französischen Geschichte ein Bild der Vietnamesen, das ihnen ein starkes Geschichts-, Territorialitäts- und Nationalbewusstsein attestierte. So überzeugend das Fallbeispiel gegen eine pauschalisierende Orientalismuskritik argumentiert, so fehlt am Platz scheint der Beitrag im zweiten Teil des Bandes.

Viel eher hätte er zum dritten Teil ‚Archives of Entanglement‘ gepasst. Wiederum in Abgrenzung zu dekonstruktivistischen Ansätzen geht es hier nicht um eine internalistische Kritik des kolonialen Diskurses sondern um die in den Quellen sichtbar werdenden Verschränkungen von Metropole und Kolonie. Weniger als die Grenzbeziehungen und das damit einhergehende Abwerten des ‚Anderen‘ stehen also die Überschneidungen und das im Rahmen kolonialer Praktiken geschaffene Gemeinsame im Vordergrund.

Am Beispiel der frühneuzeitlichen portugiesischen Kolonialherrschaft in Sri Lanka unterzieht Alan Strathern die Implikationen der post-orientalistischen Kolonialgeschichtsschreibung einer Überprüfung. Die portugiesische Präsenz erreichte hier weder die herrschaftliche Durchdringung des modernen Kolonialismus, noch stützte sie sich auf eine verabsolutierte Alteritätskonstruktion. Den Singhalesen wurden vielmehr Handlungsweisen zugeschrieben, die sich direkt aus der politischen Geschichte Portugals herleiteten. Damit war eine gänzlich andere koloniale Situation gegeben als sie die von Foucault und Said informierte jüngere Kolonialgeschichtsschreibung häufig beschrieben hat. Zum einen dank dieser kritischen Erweiterung postkolonialer Ansätze, zum anderen aufgrund seiner herausragenden sprachlichen Gestaltung gehört dieser Beitrag sicherlich zu den lesenswertesten. Im zweiten Beitrag zum portugiesischen Kolonialreich untersucht Ricardo Roque die Kopffjagd in Osttimor an der Wende zum 20. Jh. basierend auf militärischen Ethnographien. Während sich eine ‚klassisch‘ postkoloniale Annäherung wohl primär mit der Produktion eines zivilisierten portugiesischen Selbst in Abgrenzung solcher Praktiken beschäftigt hätte, erscheint die Kopffjagd in Roques Darstellung als integraler Bestandteil des kolonialen Verhältnisses, die nicht nur für osttimorische Akteure von Bedeutung war, sondern an der auch portugiesische Akteure aktiv beteiligt waren. Der diskursanalytische Ansatz wird damit nicht redundant, der Beitrag veranschaulicht jedoch überzeugend, wie koloniales Wissen neben der Herstellung von Alterität auch als Feld für die Untersuchung von Verflechtungen fruchtbar gemacht

werden kann. Weniger ambitioniert zeigt sich der Beitrag von Nicholas Thomas, der die Darstellungen des Forschungsmalers William Hodges, die im Zuge von James Cooks zweiter Südpazifik-Reise entstanden, genauer untersucht. Der schon andernorts veröffentlichte Text bezieht sich nur lose auf das Oberthema des Bandes und begnügt sich weitgehend mit der Rekonstruktion der aufklärerischen Sichtweise auf außereuropäische Gesellschaften anhand von Hodges' Zeichnungen.

Der letzte Beitrag von Andrew Zimmerman wiederum geht deutlich über den Ansatz des Bandes hinaus und postuliert die gegenseitige Bedingtheit der Produktion von Staat, Kapital und Wissenschaft am Beispiel Tansanias und der deutschen Disziplinierungsversuche der lokalen Bevölkerung. Als ursprünglicher Akt der Disziplinierung fungierte nach Zimmerman die Bekämpfung des Maji Maji-Aufstandes zwischen 1905 und 1907, der nicht nur den Effekt hatte, den staatlichen Zugriff auf die Bevölkerung zu verstärken und die koloniale Produktion zu intensivieren, sondern auch den bestimmenden Kontext für die koloniale Wissensproduktion bildete.

Insgesamt betonen die Beiträge das Potenzial der kolonialen Archive, sich über eine diskursanalytische Kritik hinaus Zugang zu einer historischen Realität zu schaffen. Die Fallstudien weisen überzeugend auf Auslassungen der postorientalistischen Kritik hin, auch wenn der extremistische, alles in Text auflösende Postkolonialismus, der den Herausgebern als Negativfolie dient, in der Form in den Geschichtswissenschaften kaum je eine herausragende Rolle gespielt hat. So nachdrücklich der Band die Potenziale der kolonialen Archive

betont, so bleibt er bezüglich ihrer Begrenzungen, abgesehen von dem oft gelesenen Hinweis auf die asymmetrischen Entstehungsbedingungen kolonialen Wissens, relativ unspezifisch. Auch wenn Archive als ‚offener Text‘ gelesen werden können, voller Widersprüche sind und zahlreiche Interpretationsspielräume lassen, werfen diese doch ungleich mehr Schlaglichter auf die Denkweisen und Praktiken der Kolonialadministration als auf die Aneignungen und Handlungsweisen der Kolonisierten. Auch bergen die oft im Zentrum stehenden Begrifflichkeiten von ‚entanglement‘ oder ‚intertwinement‘ die Möglichkeit, die Gewaltförmigkeit des Kolonialismus allzu leicht zugunsten einer Betonung der Handlungsmacht aller Akteure verschwinden zu lassen. Ein abschließendes Nachwort hätte geholfen, einige dieser Punkte noch einmal anzusprechen. Dies soll jedoch weder die generell hohe Qualität der einzelnen Beiträge in Abrede stellen, noch dem grundlegenden theoretischen Impetus der Herausgeber widersprechen, den Strathern an einer Stelle konzise zusammenfasst: „[...] we can understand that knowledge, like human beings, is both conditioned and capable of transcending the condition of its origin“ (S. 230).

Lidia Guzy / Rainer Hatoum / Susan Kamel (Hrsg.): From Imperial Museum to Communication Centre? On the New Role of Museums as Mediators between Science and Non-Western Societies, Würzburg: Königshausen & Neumann Verlag, 2010, 192 S.

Rezensiert von
Ines Keske

Aufmachung, quadratisches Buchformat sowie zahlreiche Farbbildungen lassen bereits auf den ersten Blick erkennen, dass es sich um eine Projekt- und Tagungsdokumentation handelt. Dieses Projekt, das an der Freien Universität Berlin in Kooperation mit den Staatlichen Museen zu Berlin und der Stiftung Preußischer Kulturbesitz durchgeführt wurde, hinterfragte die aktuelle, oft ungenügende museale Arbeit im Bereich Außereuropäischer Kulturen durch die Analyse von nicht-europäischen ethnologischen Museen als Modelle für globale und nationale Trends.

Ausgangspunkt war die Beobachtung, dass viele ethnologische bzw. anthropologische Museen in Europa den Anschluss an gegenwärtige Transformationsprozesse verpasst hätten, vor allem infolge von Globalisierungsprozessen, die ein neues Selbstbewusstsein marginalisierter ethnischer Minderheiten hervorgerufen haben. Ihr Verharren in der tradierten Präsentationsästhetik, die ihre Ursprünge im europäischen Kolonialismus hat, führe nicht nur zu einem politischen Dilemma, sondern zu einem Bruch mit dem Museumspubli-